



Die alleinstehende Frau.

Eine Betrachtung über rachslose Menzchen. Von Hans Arnold.

(Nachdruck verboten.)

Eine unverheiratete Dame meiner Bekanntschaft sagte einmal mit wehmütigen Sumor zu mir: „Ich komme jetzt in die Jahre, wo alles, was ich leiste, zu wenig, und alles, was man mir leistet, zu viel ist!“ Dieser Ausruf ist mir lange nachgegangen und hat mich zu Gedanken über die Stellung der „alten Jungfern“ veranlaßt, denen ich hier einmal Worte geben möchte.

Man hört jetzt oft und nicht mit Unrecht sagen: „Es gibt keine alten Jungfern mehr!“ — Seit unsere Zeit und unsere Töchter sich zu der Erkenntnis durchgerungen haben, daß eine Frau sich ihre Tätigkeit schaffen kann und darf — daß es ihrer unmöglich ist, stillzusitzen und zu warten, ob ein Mann als erlösender Ritter an ihre Tür pocht, um sie — oft in viel größere Abhängigkeit zu führen, als sie im Elternhause oder im Altkloster gekannt hat — seit dieser Erkenntnis hat das Wesen, das wir früher als „alte Jungfer“ bezeichneten, aufgehört, zu existieren. Und das ist ein großes Glück! Denn eine Menge von Kräften und Leistungen, die jahrhundertlang gebunden schliefen, durchströmt jetzt in zahlreichen Berufen, in sozialer Fürsorge und erfolgreicher Tätigkeit die Welt, die solche Kräfte so bringend draußt und so dankbar zu verwerten gelernt hat. Das erkennt jeder denkende und vernünftige Mensch an.

Aber neben diesen befreiten Existenzen gibt es doch leider noch eine große Anzahl von unverheirateten weiblichen Wesen, denen es durch körperliche Arbeit, durch den Wunsch der Eltern und sonstige behindernde Verhältnisse unmöglich gemacht wird, sich auf den Kampfplatz des Lebens hinauszubewegen und in der vielteiligen strengen und scharfen, aber befreienden Luft des Strebens und des Wettkampfs feste, erzielende Atemzüge zu tun, und es wird wohl immer solche geben, die darauf mit vielen anderen zugleich verzichten müssen. Diesen gegenüber mocht ich, wie ein trauriger Volksgenosse, Tage, noch heute eine große Menge von verträuteten und gänzlich unverbundenen Mädchen breit, die immer wieder den Versuch unternehmen, das atemde oder alte Mädchen zu dem zu klempfen, was man als einen „rechtslosen Menschen“ bezeichnen könnte. Wer will das leugnen?

Wie oft hört und erlebt man in weiteren und engeren Familienkreise, daß die ungenutzte Empfindung hervorsteht, die unverheiratete Tochter und Schwester müsse eigentlich nur für andere Leute auf der Welt sein, Jeder in der Verwandtschaft fühlt sich der Alleinstehenden gegenüber verpflichtet und berechtigt, diesen Standpunkt zu betonen. Man mißt sich in die Gestaltung ihres Lebens, man gibt ihr unerbettete Ratsschlüsse und Verhaltensmaßregeln. Laut und leise verwundert man sich, wenn sie eine Reise unternimmt oder sich eine größere Anschaffung gestattet. „Sie könnte ihr Geld auch lieber für unsere Töchter zusammenhalten“, sagte mir neulich eine Dame in voller Unbefangenheit, „die werden es einmal nicht zu reichlich haben.“ — Redensarten, wie „Nun wird es aber Zeit, daß sie unter die Haube kommt!“ oder dergleichen, wendet man dem älter werdenden Mädchen gegenüber in Gehörtenlosigkeit oder Wohlwolligkeit öfters an. Aber hat noch nicht das gebührende aber unwillige Erörtern eines solchen Opfers gesehen, das sich gegen die plumpen Angriffe nicht wehren mag oder kann, ohne ein Stück seines innersten Empfindens, vielleicht eines wunden Herzens,

preiszugeben, das von seinen Feindern im besten Falle nicht verstanden, im schlimmsten verachtet werden würde. Mit welcher Unbefangenheit verliert man über die Kräfte und die Zeit der Alleinstehenden, und diese erntet meist nicht einmal eine Anerkennung dafür. „Sie kann ja froh sein, wenn sie sich nichts machen darf!“ heißt es einfach. „Es ist



Ein Labewohl dem bunten Rock.

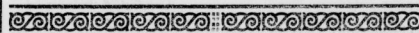
(Zur Abschaffung unserer alten Friedensuniformen.)

Es hing viel Liebe an dem Ehrenkleid, Die Farbenwonne alter Kriegerpracht. Sie ging dahin, wie lang vor dieser Zeit Der Stände diegestalt, bunte Pracht.

Was vor Jahrhunderten so froh erkliht, In Farben bunt und herzlich aufgeschäumt, Der Königsstolz wartet sich verblüht, Von dem manch deutsches Mädchen gern geträumt.

„Froh“ wohl, du sommerbuntes Kriegeskleid! Mir habest du geliebt wie best' das Grau. Das mancher Mann mit seinem Mut gewiebt, Mit ihrem Leid so manche deutsche Frau!

Harold Schubert.



jezt unerträglich heiß in der Stadt“, sagt die Familienmutter, „und wir gehen an die See.“ Die Kinder können nicht mehr. Meine Schwägerin kommt in der Zeit zu ihnen, da bin ich ganz herabst, sie ist ja nicht schön!“ Der die Tochter, die bei den alten, oft schon wunderlichen und fränkischen Eltern bleibt, hat selten oder nie jemand ein Wort der Anerkennung. „Wie gut, daß meine Schwester nicht verheiratet ist“, heißt es da, „wir wissen die Eltern so gut verlor!“ Daß sich solch greisenhafte Leben, Denten und Fühlen wie eine erstickende Schlingpflanze um die junge oder doch noch nicht alte Tochter legt, daß sie ihre Wünsche, ihre Ansichten, ihre Tageseinteilung den Anforderungen der Eltern schweigend unterordnet und unterordnet muß, das wird als selbstverständlich angenommen. Und nie, oder doch höchst selten, wird es einer verheirateten Schwester, einer Schwägerin oder einfach, zu sagen: „Seht reise du einmal auf ein paar Wochen fort! Ich werde zu den Eltern kommen und sie so behüten, daß du freien Herzens eine Zeitlang die Welt leben kannst, auch einmal rennen, laufen und fliegen, innerlich aber äußerlich, wie es deinen Jahren zukommt, nicht immer bloß friedlich und seltlich, um dich dem Schritt der Eltern anzupassen.“

Diese Rücksichtslosigkeit gegen das alternde und alte Mädchen erregt sich auf alle Gebiete, namentlich auch auf die der Gesellschaft. Wer findet das Geringsie dabei, wenn eine Frau von 30 bis 35 Jahren, die gut aussieht und gut

tanzt, Bälle besucht und sich der Freude am Tanz hingibt? Tanz aber ein Mädchen in diesem Alter, dann fehlt es nicht an ironischen Blicken und bitteren Bemerkungen: „Tanzst du immer noch?“ Man rechnet sich häßlich an den Fingern aus, wie viel Winter die Betreffende schon ausgeht, und hat dabei immer den entwürdigenden Hintergedanken, daß ein Mädchen nur tanzt, um einen Mann zu bekommen, während man der Frau die harmlose Freude am Tanzen ohne weiteres jutraut und zugestcht. — Am schroffsten tritt diese so gänzlich unberechtigte Mißachtung gegen die Unverheirateten bei jungen Frauen hervor. Unter zwanzig von diesen werden nicht zwei sein, die sich einem Mädchen vorstellen lassen, die beim Verlassen des Zimmers ihr den Vortritt durch die Türe gönnen, mag das Mädchen auch 40 oder 50, die Frau 20 Jahre alt sein! Man mag diese Dinge Kleinigkeiten nennen — sie sind es nur für den, der nie darunter zu leiden hat. Wer mit dem Gefühl kämpft: „Ich stehe allein im Leben“, dem wird jedes Steinchen, an das sein Fuß stößt, viel weher tun, als dem, der einen Spüß zur Seite hat, so wie er ihn braucht. Was für ein Unbnd ist es zum Beispiel, daß beim Anordnen der Tischplätze in Gesellschaften das alternde Mädchen wie ganz selbstverständlich unter der Frau nachgelegt wird? Entweder kann man sie ganz ohne Rücksicht ihren Platz lassen, oder sie muß ihm und sich nicht zur Freude, mit einem blutigen Herrn zur Tafel gehen, der sich oft nicht die Mühe nimmt, seinen Rhythmus zu verbergen, der ihr seine jüngere Dame auzerteilt wurde. Ich habe von dieser Unfittie nur ein e, allerdings um so schönere Ausnahme erlebt. Ein sehr vornehmer, sehr hochgeachteter Mann, in dessen Hause zu verkehren sich die besten der Gesellschaft zur besonderen Ehre rechneten, jagte mit einmal in einem Gespräch über gerade diese Punkt: „Die geschmacklose Ungerechtheit gegen die alten Mädchen kommt bei mir nicht vor! Sind mehrere junge Frauen und ein altes Mädchen bei mir zu Gaste, so führe ich das Fräulein ohne jede Rücksicht auf das Fortkommen zu Tisch, und eine Schande ist es, daß ich mit diesem Gebrauh noch allein fesse!“

Das alte Mädchen hat es gewiß im Leben in vieler Weile sehr gut, besser als zahllose Frauen, namentlich wenn sie äußerlich so gefestigt ist, daß sie unabhingig leben, daß sie eine feste, angetragene Gesellschaft in ihrem Hause leben kann, daß sie reisen und zu Hause bleiben darf, wie es ihr beliebt — aber sie wird doch immer und ewig vieles entbehren müssen, was wir zum Besten im Leben rechnen: das gemütliche Familienleben, den Schutz eines braven Mannes, die Liebe, die Kinder, und sie wird oft Stunden zu durchstämpfen haben, in denen sie fragt: „Wozu bin ich auf der Welt?“ Dies allein sollte schon ein Grund sein, daß man Rücksicht auf sie nimmt, und zwar besondere Rücksicht. Gerade denen, die keinen geschlichen Anpruch auf Ritterlichkeit haben, sollte jeder Mensch mit besonderer Ritterlichkeit entgegenkommen, denn auch Frauen können ritterlich sein! Gern und willig sollte man ihnen die Rechte zugestehen, die der Frau und dem Mann gebühren und auf die ein Mädchen sich wahrhaftig nicht zu verzichten braucht, weil sie keinen Mann bekommen — in sehr vielen Fällen keinen gewollt hat. Denn es gibt zum Glück noch eine ganze Menge Männer, die Hilfe bekommen!

(Nachdruck verboten.)

Unser Hauptmann.

Die nachstehende Skizze geht uns von einem Wittkämpfer, der einem heimlichen Regiment angehört, vom westlichen Kriegsschauplatz zu.

Nach überaus harten Kämpfen war unser Regiment in der Stellung abgelöst worden, und freute sich im Ruhequartier der sonnigen Tage. Mich führte ein Auftrag nochmals hinaus in die Stellung, und so mochte ich mich am nächsten Morgen kurz vor Sonnenaufgang auf, einen dicken Knoten loch in der Hand und das Gewehr quer über den Rücken. Am Morgenämtern durchschritt ich das Stüd der Blutgetränkten Ebene und flirrerte den heißen Schlangenschweif hinauf, der zur Côte Lorraine führt. Eben hielt die junge Sonne im Osten aus dem Nebelmeer, die Hänge der Côte schon mit ihren Strahlen streifend. Die weiße Ebene stieg sich mit Nebeln an. Ich lege mich auf einen vorliegenden Stein. Bald beginnen sich die grauen Schwaden zu heben, reizende Dörferchen mit ihren rotschimmernden Dächern tauchen vor meinen Augen auf; erst eins, dann noch eins, und so reihen sie sich zu einem Kranze. Heller wird es; Trümmerhaufen zwischen den rotschimmernden Häusern, vom Brande geschwärzte Mauern werden sichtbar und gähnende Löcher in den Dächern. — Weiter in die Ferne schweift mein Auge, nach den Betgründen und Bödenzügen, zwischen denen die Grenzlinie läuft, und dahinter weit, weit liegt die liebe Heimat. — Ich erbehe mich und wandere weiter. Bald nimmt mich der tiefe Wald auf, der Wald des Grauens, mandern ein Totenfeld. Blätter an der Strahe entlang, vorbei an einzelnen Helbengravern, kinnig geschwümmelt vom Kameradenhand. Durch hohe Bäume und dichtes Unterholz schimmert ein großes Feld, leuchtet das rote Kreuz an seinen Wänden. Das Feldlazarett. Eben kommt ein Wagen, langsam und vorsichtig, und biegt den Weg zur kleinen Zeltdstadt ein. Die Opfer der letzten Nacht. Die „Schweren“ liegt das Innere des Wagens, die „Leichten“ sitzen auf Bock und Auftritt, die Zigarette im Munde und ein Dächeln auf den Lippen, wenn auch oft ein halb schmerzliches.

Ich führe meinen Auftrag aus. — Schon wende ich mich wieder heimwärts, da erfährt mich ein Gedanke, ich mache wieder kehrt und folge einem schmalen Wege, der mich tief ins Waldinnere führt. — „Zum Soldatenfriedhof“, so lautet der Wegweiser. In Reih und Glied wie auf dem Exerzierplatz, so leuchten mir die Gräber entgegen, fast alle geschmückt mit Kreuzen, daran der Name und Truppenteile, ergänzt noch oft durch einen kinnigen Spruch. Eisen- oder Buchenweize, manche grün und manche schon verdorrt, sind der weitere Schmuck, auch Blumen. Langsam lasse ich meine Augen darüber hinweggleiten, an mandern Namen bleiben sie haften, ein kurzes Gedanken: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe.“ — Und weiter wandert mein Blick zu den Offiziersgräbern. — Einem der jüngsten gilt mein Sueden — hier liegt es. Nur eine kleine Tafel gibt mir Aufschluß; doch bloß vorläufig, denn bald wird, vom Kameradenhand geschloffen, ein innvoller Schmuck das Grab zieren. Lange haften meine Augen auf dem schlichten Grabhügel, die Erinnerung wird mächtig in mir und läßt vergangene Bilder in mir aufsteigen; vergangene Wochen werden wieder lebendig — und ich träume von meinem Hauptmann. —

Die ersten Wochen des Krieges hatten wir schon hinter Rippen, wenn auch oft ein halb schmerzliches. Eine Schar Wehrer bestet die Strahe aus, ganz junge und ganz alte, dunkelhe Strahebaukolonne. Ich wechsle einige Worte mit ihnen, mit den lange nicht mehr gesehenen Jünglingen. — Und weiter geht's. Ich nähere mich der Kampflinie. Schon sind einzelne Häuser in der Strahe zu beiden Seiten der selben geschützte Bäume, auch herabhängende Zweige gefaltet durch Gewehrrohre. Einzelne Kanonenschüsse werden hörbar — Morgengröße — und das gewohnte Jischen der Gewehre ich mich wieder heimwärts, da erfährt mich ein Gesundes, schreckliche Wochen mit ungeheuren Anstrengungen und schweren Entbehrungen. Dazu kam, daß uns der Traum vom baldigen Einzug in Paris genommen wurde. Die

Wiese war wieder überschritten und entschlossen grüben wir uns auf dem jenseitigen Ufer ein. Unser von uns allen gewählter Kompagnieführer war schwer verwundet worden und mußte uns verlassen. In einer kalten Septembennacht kamen wir keinen Nachfolger, frisch vom Kaltenhof, schneidend und frisch. Seine Befehle waren klar und Befürsungen gleich bei der Hand. Der erste Eindruck war nicht freundlich. Uns, die wir wiederholt im Feuer gestanden hatten, schritt dies ins Herz. Wir liebten den neuen Hauptmann nicht. Eine Aenderung trat auch dann nicht ein, als wir im Norden Frankreichs in kinnem Vordrücktinnern einen herrlichen Sieg errangen. Auch die lange, lange Schlingengrabenzeit brachte uns den Hauptmann nicht näher. So kam das Frühjahr, schön und sonnig, wie es in Nordfrankreich, nicht weit von der Küste, immer ist. Unser Regiment wurde anderweitig verwendet und wir mußten die alte Stellung mit ihren vielen Erinnerungen, traurigen und heiteren, verlassen.

So kamen wir nach dem östlichen Frankreich. In einer Stelle, wo sich die Angriffe der Franzosen täglich wiederholten, wurden wir eingeseht. Eine schwere Zeit kam. Nachts war es, als wir den Schlingengraben besogen. Aber in wech einem Zustande fanden wir diesen vor! Mit Grundwasser angefüllt, Schlamm und Blut der vorhergehenden Tage auf allen Wegen, Bruhl und Aidenwehrr halb angefüllt; an mandern Stellen der Graben sogar ganz eingeebnet. Uns war nicht gerade gut zumute. Freilich konnte uns eigene Energie helfen. Unser Hauptmann war der rechte Mann dazu. Wer der ganzen Front fast hatte er beim Anmarsch seinem zurückbleibenden Burken die Hand gedrückt. Dies machte Eindruck auf uns. Dem Burken handten die Augen voll Tränen. Wir wußten nun, unser Hauptmann hat auch ein Herz für den einfachen Soldaten. — Und nun begann die Tätigkeit. Zuerst durchwanderte er den ganzen Graben, ich als seine Begleitung. Jede Gruppe veranlaßte er um sich und jeder hielt er eine Rede. Aber

